

SPRACHE

JIDDISCH

Zeit der Zoress

Zum zweitenmal hat Dr. Salcia Landmann, 51, aus Schlesien gebürtige, in St. Gallen ansässige Amateur-Judaistin, einen Grabgesang angestimmt.

Vor zweieinhalb Jahren prophezeite und beklagte sie den unvermeidlichen Untergang des jüdischen Witzes. Ihr Epitaph in Buchform — „Der jüdische Witz“ — wurde ein Bestseller (SPIEGEL 51/1960), dessen Verbreitung auch durch eine im „Monat“ veröffentlichte Anti-Landmann-Polemik (Überschrift: „Wai geschrien!“) des witzgeübten Wiener Schriftstellers Friedrich Torberg nicht gebremst werden konnte. Vor kurzem lieferte der Walter-Verlag die fünfte Auflage der Scherze-Sammlung aus.

Jetzt hat die Doktorin der Philosophie und Jaspers-Schülerin Landmann, die auf Torbergs Verriß, wie sie sagt, „angesichts des wenig sachlichen Tones und der sehr geringen Sachkenntnisse Torbergs“ nicht reagieren wollte, in einem neuen Buch auch die Sprache des Judenwitzes, das Jiddische, als moribund diagnostiziert**.

Diese absonderlich-pittoreske Mundart, eine zumindest von Germanisten kaum erforschte „Nahsprache des Deutschen“, so erklärt Salcia Landmann, sei heute sowohl in USA wie in dem von Hitler heimgesuchten, von den Kommunisten gleichgeschalteten slawischen Osten ein sterbendes oder schon fast totes Idiom. In Israel gibt es zwar immer noch strenggläubige Juden-Sippen, die im Alltag jiddisch sprechen, um die Sprache der Bibel, das Hebräische, nicht zu profanieren. Doch auch diesen Jiddisch-Reservaten gibt die Autorin keine Überlebens-Chance.

Für den Verfall der Sprache, die ihre Verächter als Kauderwelsch, ihre Sprecher, die „Jidden“, als „Mame-Loschen“ (Muttersprache) bezeichnen, macht Salcia Landmann, wie schon beim jüdischen Witz, nicht nur Hitlers „Endlösung“, nicht nur den kulturpolitischen Antijudaismus des Sowjet-Regimes verantwortlich: „Die jiddische Sprache stirbt, weil die Preisgabe der eigenen, der semitischen geistig-geistlichen Tradition der Juden ihr den Lebensquell ... raubt, so daß sie, selbst wenn sie noch ein Weilchen existieren sollte, zu dem wird absinken müssen, was sie in den Augen des Westens auch in ihrer Blütezeit ... gewesen ist: zu einem Jargon.“

Um nachzuweisen, daß Jiddisch kein Jargon war und noch keiner ist, holte Salcia Landmann weit aus. Dabei entdeckte sie in der Historie des Idioms, dessen Vokabular zu fast 75 Prozent mittelhochdeutschen Dialekten entstammt, einen „tragischen Roman“.

Zu diesem „Roman“ gehören Vokabeln wie „meschugge“, „mies“ oder

* Das Bild, ein Gemälde aus der Schule van Dycks, zeigt eine jüdische Familie beim „Passah“-Festmahl, bei dem ein Lamm mit ungesäuertem Brot verzehrt wird.

** Salcia Landmann: „Jiddisch“. Walter-Verlag, Olten; 472 Seiten; 28,50 Mark.



Juden im 15. Jahrhundert*: Mame-Loschen muß sterben

„Schmus“, ins Umgangsdeutsch übernommene oder abgewandelte Wörter jiddischer Herkunft. Es gehören dazu „chuzpe“ (Frechheit), „tinef“ (Schund) und „schlimasl“ (Unglück). Auch „taufen“, „schäkern“ und „kotzen“ leitet Salcia Landmann in ihrem Sprachgeschichtsbuch, das ein Lexikon einschließt, aus dem jiddisch-hebräischen Wortschatz ab. Zum „Roman“ der jiddischen Sprache gehören schließlich auch die Eigenheiten der hebräischen Schrift.

„Merkwürdigerweise“, konstatiert die Philologin Salcia Landmann, „schreiben die Juden auch die Sprachen ihrer Wirtsvölker immer in ihrer semitischen, von rechts nach links laufenden Silbenschrift.“ Diese aber sei nur ein „scharf und geistvoll ausgedacht Stenogramm“, ein „Skelett der Konsonanten“. Vokale werden nicht mitgeschrieben, sondern nur gesprochen, und zwar im Dialekt-Klang des jeweiligen Gastlandes eingefärbt. Das Adjektiv „rot“ zum Beispiel wird einheitlich geschrieben, für die Aussprache aber läßt es einen Spielraum zwischen „rat“, „rout“, „rojt“ und „rejt“ offen. Juden aus verschiedenen Regionen, so behauptet Salcia Landmann, konnten sich also phonetisch unter Umständen nur schwer, um so besser aber stets schriftlich verständigen.

Für Nichtjuden, glaubt die Autorin, sei die semitische Schreibweise nicht so schwer erlernbar, wie es den Anschein habe. Zur Einübung hat sie in ihrem Buch eine Reihe von jiddischen Anekdoten in dreifacher Version drucken lassen: jiddisch und deutsch in lateinischer Schrift, jiddisch in hebräischen

Lettern. Die Mehrheit der Landmann-Leser wird sich allerdings wohl mit den beiden ersten Versionen begnügen (siehe Seite 68).

Eines der letzten Kapitel in dem von Salcia Landmann beschriebenen „Abenteuer einer Sprache“ (Buch-Untertitel) ist die Entdeckung der ältesten bisher bekannten Niederschrift der germanischen Gudrun-Sage: Sie wurde, in hebräischen Lettern und jüdisch-deutscher Mundart abgefaßt, erst unlängst bei einer Synagoge in Kairo gefunden — Detail aus dem Repertoire eines mittelalterlichen jüdischen Spielmanns, 1382 für deutsche Juden aufgezeichnet, die offenbar vor den Verfolgungen der Kreuzzüglers-Zeit aus Deutschland nach Ägypten geflohen waren.

Bis zum 4. Lateran-Konzil, 1215, das Christen und Juden streng voneinander schied, hatten die in Deutschland lebenden Juden überwiegend deutsch gesprochen. Erst im Getto, auf ihre ursprünglichen Traditionen zurückgeworfen, ließen sie das Deutsche zugunsten hebräischer und aramäischer Vokabeln verarmen. Salcia Landmann: „Die jiddische Sprache wurde geboren in den Judenpogromen durch die Kreuzfahrer und den Blutprozessen zur Zeit der Pestepidemien, an denen man den Juden die Schuld gab.“

Vorerst freilich war diese Sprache mehr eine Mundart zwischen Deutsch und Jiddisch: das sogenannte Juden-deutsch. Das eigentliche Jiddisch, laut Salcia Landmann eine „echte und sogar besonders originelle, ja faszinierende Sprache, ein vollwertiges Instrument

In sieben von zehn Wagen.

KV 6



die in Europa mit Sicherheitsgurten ausgestattet sind, wurden KLIPPAN-Gurte eingebaut.

KLIPPAN ist im heutigen Verkehr eigentlich längst selbstverständlich: Man kann nie wissen, wie der andere fährt. Ein Beispiel dafür:

„... ein in Richtung Hamburg fahrender Kraftwagen überquerte nach einer Kollision den Mittelstreifen der Autobahn, traf meinen vollbesetzten, auf der rechten Fahrbahn fahrenden Wagen in Höhe der linken Seitenwand vor dem linken hinteren Kotflügel. Beide Fahrzeuge fuhren mit einer Geschwindigkeit von ca. 100 km/h. Mein Wagen wurde durch den Anprall nach rechts umgestürzt und blieb nach einigem Rutschen auf dem Dach liegen...“ Aus dem Unfallbericht Dr. D., Hamburg. Der Wagen schwer beschädigt – die Insassen auf den Vordersitzen durch KLIPPAN-Gurte geschützt und mit Prellungen davongekommen.

Auch für Ihren Wagen gibt es den KLIPPAN-Gurt nach Maß. Bitte lassen Sie sich von Ihrer Werkstatt oder Tankstelle beraten. KLIPPAN ist der meistverkaufte Sicherheitsgurt der Welt. Für drei Millionen Autofahrer wurden bereits KLIPPAN-Gurte eingebaut. KLIPPAN ist im heutigen Verkehr so selbstverständlich wie Scheinwerfer und Bremse.

Man weiß nie, wie der andere fährt – aber man weiß:



KLIPPAN

aus
TREVIRA®
hochfest

**bietet
Sicherheit**

für volkstümliches Gespräch sowohl wie für Dichtung, für Philosophie, für Wissenschaft“, bildete sich erst, als deutsche Juden nach Osten flohen. Vor allem in Polen schufen sie sich – zunächst nicht weniger isoliert als in Deutschland – für den Eigengebrauch eine neue Umgangssprache.

Zu den Wörtern und Redensarten deutschen, hebräischen und aramäischen Ursprungs, zum „ajngemachts“ (Eingemachtes, eingezuckerte Früchte) und zum „gesindel“ (Familie, Hausgesinde), zum „goj“ (Volk, Nichtjude, Bauer, Ignorant) und zum „ponim“ (Gesicht) gesellten sich slawische Brocken. Überdies kamen noch Relikte „aus buchstäblich allen Ländern und Gegenden“ (Landmann) hinzu.

Es waren nicht nur antisemitisch gestimmte Nichtjuden, die dieses Sprachen-Amalgam als Jargon, als verdorbenes Deutsch und linguistische Mißgeburt schmähten. Der Aufklärer-Philosoph und Lessing-Freund Moses Mendelssohn (1729 bis 1786) bezeichnete Jiddisch als Kauderwelsch und forderte die Juden auf, es zugunsten der Gastlandessprache preiszugeben. Bei den emanzipierten Westjuden starb die „Mame-Loschen“ im 19. Jahrhundert ab. „Von den geistigen Führern der Juden im Osten“, schreibt Salscia Landmann, „wurde die jiddische Sprache zur Zeit der Aufklärung gehaßt.“ Unter dem Einfluß Mendelssohns propagierten gebildete Ostjuden die Ausrottung ihrer Muttersprache.

Ihre antijiddischen Traktate mußten freilich in Jiddisch abgefaßt sein – das einfache Volk hätte sie sonst nicht verstanden. Damit aber begann die moderne jiddische Literatur: Gegen ihren Willen brachten die jüdischen Aufklärer die Literaturwürdigkeit und die ästhetischen Reize der „Mame-Loschen“ an den Tag.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreichte die jiddische Litera-



Philologin Salscia Landmann
Werterbuch fun der Jiddischer Sprach

tur ihre Hoch-Zeit. Als Klassiker gelten heute der in Litauen geborene Mendele Moicher Sfurim (1836 bis 1917), der aus Polen gebürtige Jizchak Leib Perez (1851 bis 1915) und der aus der Ukraine stammende Scholem Alejchem (1859 bis 1916). Von Sfurim hat der Walter-Verlag zwei Roman-Bände herausgebracht: „Fischke der Krumme und Der Wunschring“, „Benjamin der Dritte und anderes“. Von Alejchem erschienen im Insel-Verlag „Tewje, der Milchmann“ und „Menachem Mendel, der Spekulant“; von Perez im Winkler-Verlag „Erzählungen aus dem Ghetto“.

Nicht mehr allzu viele Nachkommen der jiddischen Klassiker sind heute noch

„A PORZJE SCHINKE“

Aus Salscia Landmanns „Jiddisch“

JIDDISCH: In an eleganter resstorazje in Berlin kumt arajn a junger man un baschtelt mit gehojbener schtim a porzje schinke. „Schrajt nischt!“ sogt im der kelner. „Men wejsst as ir sent a jid.“

DEUTSCH: In ein elegantes Restaurant in Berlin kommt herein ein jünger Mann und bestellt mit gehobener Stimme eine Portion Schinken*. „Schreit nicht!“ sagt ihm der Kellner. „Man weiß, daß Ihr ein Jude seid.“

JIDDISCH: Bejle, a jidene in di jorn, flegt farkojfn prezel ofjn Buczaczer mark. Fort a mol farbij der graf Potozki, blajbt er schejn mitn kutsch un fregt: „Ej, jidischke, woss hosstu dort in kojtsch?“

„Prezel, gnediker har!“
„Wifl prezel hosstu dort?“
„Zweihundert, gnediker har!“
„Un woss kosst a prezel?“
„A grajzer, gnediker har!“

* Der Genuß von Schweinefleisch ist den Juden nach mosaischem Gesetz verboten.

„Na dir zwej guldn un gib aher di prezel!“

„Ich kon nischt, gnediker har!“

„Far woss, jidischke?“ wundert sich der graf.

„Un mit woss wel ich do sizn?“

DEUTSCH: Bella, eine Jüdin in Jahren, pflegte zu verkaufen Brezeln auf dem Buczaczer Markt. Fährt einmal vorbei Graf Potozki, bleibt er stehen mit der Kutsche und fragt: „Ei, Jüdin, was hast du dort im Korb?“

„Brezeln, gnädiger Herr!“

„Wie viele Brezeln hast du dort?“

„Zweihundert, gnädiger Herr!“

„Und was kostet eine Brezel?“

„Einen Kreuzer, gnädiger Herr!“

„Da (nimm) dir zwei Gulden, und gib her (alle) die Brezeln!“

„Ich kann nicht, gnädiger Herr!“

„Warum, Jüdin?“ wundert sich der Graf.

„Und mit was werde ich (dann) da sitzen?“

fähig, deren Werke im Original zu lesen. Die junge jüdische Generation, bei der Salcia Landmann eine „Trotzreaktion“ auf die „Vernichtungswelle“ vermisst, assimiliert sich auch sprachlich immer mehr an die Gastländer.

Nicht einmal das „Jiddische Wissenschaftliche Institut“ (JIWO) in New York, das an einem mehrbändigen Jiddisch-Lexikon („Großes Wörterbuch der Jiddischen Sprache“) arbeitet, wird nach Meinung Salcia Landmanns den Sprachtöd verhindern können.

Als ein Satyrspiel auf die Tragödie der Jiddisch-Sprache beschreibt die Jiddistin die Verwendung und Entstellung jiddischer Vokabeln in der Geheimsprache der mittelalterlichen Bettler, Gauner und Vaganten, dem „Rotwelsch“: „Während diese hebräischen Begriffe im Jiddischen ihren Ursinn meist voll behalten haben, sind sie im Rotwelsch auf eine bewußte, frivole und niederträchtige Weise entstellt.“ Die Gauner, erklärt die Philologin, „haben die ungeheuerlichsten Sprachbastarde gezeugt, die man sich auszudenken vermag“. Nicht wenige dieser Wortbildungen sind in den umgangsdeutschen Wortschatz eingedrungen.

In einem ihrem Buch angehängten Rotwelsch-Glossar gibt die Autorin Beispiele. Sie erläutert die Herkunft der „Pleite“ vom hebräischen „plejta“ (Flucht), den Bedeutungswandel der jid-

Daß die „Mame-Loschen“, laut Landmann-Analyse, just in solchen Verballhornungen, ausgerechnet durch die entstellende Vermittlung des Gauner-Rotwelsch, noch am ehesten überleben mag, ist vielleicht der melancholischste aller jüdischen Witze.

KUNST

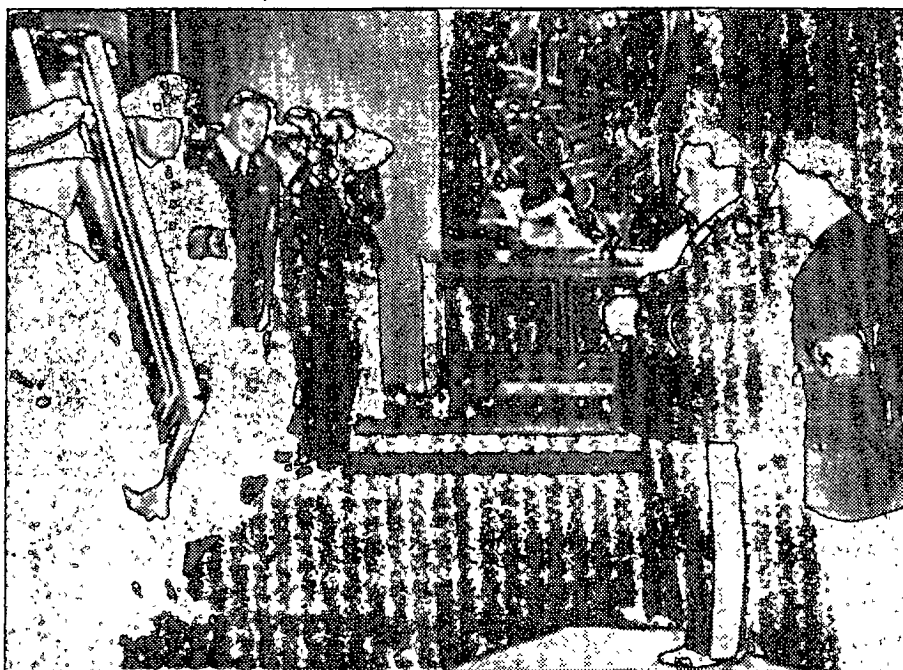
NS-NACHLASS

Übergrößen vorrätig

Bundesschatzminister Werner Dollinger ist ausgezogen, einen veritablen Schatz zu heben. Der vorwiegend mit der Verwaltung und Privatisierung industriellen Bundesvermögens befaßte CSU-Mann wurde in der Münchner Meiserstraße 10 fündig.

In den Souterrain-Archiven des ehemaligen „Führerbaus“, der heute Dienststellen der Bayrischen Staatsgemäldesammlungen Obdach bietet, lagert das bundeseigene Kunst-Erbe aus Deutschlands NS-Vergangenheit:

- ▷ 3700 Gemälde und Zeichnungen,
- ▷ 960 Blatt Graphik,
- ▷ 160 Plastiken,
- ▷ 6000 Münzen,
- ▷ mehrere Tausend Bücher.



Kunstsammler Hitler, Göring: Schatz im Souterrain

dischen „mischpoche“ (Familie, Verwandtschaft) zur rotwelschen „Mischpoche“ (Gaunerbande, Gefängnisinsassen), die Ableitung der „schiksse“ (Christenmädchen) vom hebräischen „schekez“ (Reptil, Abscheu).

Auch die „Saure-Gurken-Zeit“, so enthüllt Salcia Landmann, ist ein von den Gaunern gezeugt — wenn gleich gewiß nicht der ungeheuerlichste — Sprachbastard: Der Ausdruck ist eine phonetische Verballhornung der ursprünglichen jiddischen „zoress- und jokress“-Zeit — „zoress“ sind Sorgen, „jokress“ Teuerungen.

Der Schatzminister konnte erst am 1. Januar 1963 seine Hand auf den Hort legen: An diesem Tage wurde die bisherige „Treuhandverwaltung von Kulturgut München“ aufgelöst; die Verwaltung des Meiserstraße-Depots ging in die Zuständigkeit der Oberfinanzdirektion München nach Weisung des Bundesschatzministeriums über.

Dollingers Münchner Schatz umfaßt vornehmlich den stark gelichteten Restbestand der vom gescheiterten Kunstmaler Adolf Hitler und von seinem prunksüchtigen Kampfgefährten Hermann Göring zum eigenen und zum



Vor etwa 40 Jahren begann die Entwicklung eines deutschen pharmazeutischen Unternehmens mit der Schaffung der HOPHAG-Präparate, die heute in 6 ausländischen Laboratorien hergestellt und in Apotheken von mehr als 50 Staaten verkauft werden. Zu den Präparaten, die das HOPHAG-Zeichen tragen, zählen:

Ein Mittel gegen Belastungen des 20. Jahrhunderts: OKASA, ein Energeticum mit erprobten Anti-Stress-Wirkstoffen und organobiologischen Substanzen —

ein neuzeitliches Präparat für die lebensbejahende Frau: OKASAGOLD, eine auf den weiblichen Organismus abgestimmte Formel zur Erhaltung jugendlicher Frische —

eine Hautpflege neuer Art: OKADERM zur Gesunderhaltung und ständigen Erneuerung der Haut —

ein Therapeuticum zur Bekämpfung von Krampfadern und venösen Stauungen: OKAVENA, zur kombinierten Behandlung von innen und außen durch Dragées, Suppositorien und Salbe.

Vier Jahrzehnte

erfolgreiche  Präparate
im Dienste der Gesundheit